

Ich habe Luise Rinser gekannt, seit 1981, es war, soweit man das angesichts des Gefalles zwischen einer berühmten, alten Schriftstellerin und einem jungen Mann, der erst noch ein Schriftsteller werden will, so nennen kann, ein freundschaftliches Verhältnis. Bei unserer ersten Begegnung war sie, soeben aus Nordkorea zurückgekehrt, von einer atemnehmenden Selbstbezogenheit, die nur mit der bekannten Anekdote zu beschreiben ist, bei der die große Persönlichkeit ihren Gesprächspartner mahnt: „Nun reden wir die ganze Zeit von mir, sagen Sie doch auch mal etwas. Wie fanden Sie denn meinen neuen Roman?“ Man schwankte zwischen Befremden angesichts ihrer enthusiastischen, von keiner Realie erschütterten Naivität und Bewunderung angesichts ihrer Vitalität und ihres nicht nachlassenden Interesses am Menschen (wenn auch nicht am einzelnen).

Am besten hat diesen Eindruck, wenn auch satirisch überspitzt, der Schriftsteller Christian Klippel eingefangen, der sie in seinem Roman „Barfuß nach Palermo“ so zu Wort kommen lässt: „Der Kim Il Sung ist ja so ein herzenguter Mann. Ich hab ja meinen Augen net traut. Da bauens alle Städte nach dem Norden, weil der Wind immer ausm Süden weht. I hab a Stadt gezeigt kriegt, Ya Wang Chi oder Chu, wie hats glei gheißen, na, is a egal, jedenfalls hams des abgerissen, weil im Süden a Fabrik war und der Wind immer die ganze dreckade Luft herübergeweht hat ... und genauso auf der andern Seitn wieder aufbaut. Hams des gwußt, Sie, daß es in Nordkorea keinen Krebs gibt? Da staunen Sie! Die ganzen Krankheiten, so gut wie ausgerottet. Und womit? Ginsengwurzel ... Jedenfalls ... auf Nordkorea laß i nix kommen, und ich laß mir nix vormachen, schon damals beim Hitler net, hams des gwußt, daß ich im Gefängnis war? Ich hab Erfahrungen mit Diktatoren, aber der Kim Il Sung, der wird geliebt, des garantier ich Ihnen. Er ist ja auch ein herzenguter Mensch ...“

Luise Rinser hat ihre Erfahrungen mit Diktaturen und Diktatoren gemacht und darüber auf unterschiedlichste Art und Weise geredet und geschwiegen. Die Schriftstellerin, die im März 2002 im 91. Lebensjahr verstarb, ist Zeit ihres Lebens so streitbar wie umstritten gewesen. Vom 1935 publizierten und immer verleugneten Huldigungsgedicht „Junge Generation“ auf Adolf Hitler bis zur Kandidatur gegen Richard von Weizsäcker für das Amt des Deutschen Bundespräsidenten 1984 auf Vorschlag der Grünen erlebte sie Zeit- und Literaturgeschichte.

Im April 1911 in Oberbayern als Lehrerstochter geboren, wurde sie selbst Lehrerin, gab aber nach ihrer Heirat, zwei Jahre vor dem Erscheinen ihrer ersten Buches den Beruf auf. Sie saß gegen Kriegsende in Untersuchungshaft und machte nach 1945 mit ihrem „Gefängnistagebuch“ als antifaschistische Schriftstellerin und Publizistin Karriere. Sie galt als „Linkskatholikin“, als „Sympathisantin“ der Terroristen im Deutschen Herbst, als Erbauungsschriftstellerin.

Sie war mit dem Komponisten Carl Orff verheiratet, der Schauspieler Fritz Kortner machte ihr den Hof. Sie hatte merkwürdige, aus Erotik und geistigem Austausch gespeiste Beziehungen zum Dalai Lama und zu katholischen Geistlichen. Über manche schrieb sie, über andere schwieg sie. So zum Beispiel über den Jesuiten und konservativen Literaturkritiker Hubert Becher, den sie schon im Krieg kannte, der die gesamten fünfziger Jahre als privater Vorlektor für sie tätig war und ihr wahrscheinlich den Kontakt zum berühmten katholischen Theologen Karl Rahner ebnete, den sie dann recht bald ebenso als kritischen Fürsprecher zu instrumentalisieren suchte.

Ihr Werk als Schriftstellerin ist umfassend: 13 Romane, 9 Erzählbände, 13 autobiografische Bücher, dazu Jugendbücher und mehr als 30 Reiseberichte, Gesprächs- und Essay-Sammlungen. Ihre Bücher wurden Schullektüre und verkauften sich millionenfach. Sie schrieb über Frauenemanzipation und über Therese von Konnersreuth, eine bayrische Magd, die in den zwanziger Jahren zur Berühmtheit geworden war, weil sie, angeblich stigmatisiert, aus den Augen blutete.

Sie schickte Huldigungsbriefe an den verehrten Ernst Jünger ins besetzte Frankreich, flirtete mit Johannes R. Becher, dem späteren Kulturminister der DDR. Sie hatte eine

Affäre mit dem emigrierten Verleger Fritz Landshoff, und der Naziregisseur Karl Ritter nannte sie seine „kleine Freundin“. Hesse wie Hemingway zählte sie zu ihren literarischen Lehrmeistern. Sie leitete ein Schulungslager der Nazi-Organisation „Bund Deutscher Mädel“ (BDM), pries Nordkorea als sozialistischen Musterstaat und galt als linkes Gewissen der Nation.

Am 30. April würde sie 100 Jahre alt. Ihre Bücher verschwinden allmählich aus den Buchhandlungen, aber ihr Verlag S. Fischer plant für das Frühjahr eine große Biografie. Ein schwieriges Unterfangen. Denn auch Luise Rinser gehört, wie Wolfgang Koeppen, Alfred Andersch, Walter Jens, Günter Eich oder Wolfdietrich Schnurre zu jener Generation von Literaten der Stunde Null, die, wie sich spät herausstellte, ein berufliches Vorleben hatten und zu Gefangenen ihrer verschwiegenen Vergangenheit wurden.

Luise Rinser ist ein interessanter Fall. Und ein hochkomplexer.

Sie strahlte in keiner Sekunde den Eindruck der katholischen Erbauungsoma aus. Sie hatte überhaupt nichts von einer Oma, ja nicht einmal etwas Mütterliches. Sie war auch als alte Dame eine Frau von starker weiblicher Ausstrahlung, ich scheue mich, das eine erotische Ausstrahlung zu nennen, aber in jüngeren Jahren muss es eine solche gewesen sein. Wachheit, Koketterie, Eitelkeit, Launen, alles perfekt kontrolliert, zugleich besaß sie so etwas wie eine Aura. Das ist ein komisches Wort, aber man hatte zwischen all dem Bramarbasieren immer wieder den Eindruck, es mit einer Erleuchteten zu tun zu haben. Natürlich war ihr daran gelegen. Luise Rinser besaß nämlich auch etwas von einer Diva, die Stimmungen und Rollen zwischen Intimität und Schroffheit improvisierte und der sich irgendwann die Grenzen zwischen Selbstinszenierung und Realität verwischten.

Das Feuilleton bezeichnete die musikalisch und theologisch umfassend Gebildete als naiv, untalentierte und ein wenig lächerlich. In einem Erinnerungsband an die Gruppe 47 durfte eines ihrer Mitglieder, ein längst vergessener Schreiber, so abfällig über sie berichten, dass man förmlich sehen konnte, wie er sich dabei mit Blicken nach links und rechts des feixenden Einverständnisses seiner Kumpel in diesem Männerbund mit Damenzutritt versicherte.

Dass so viele kleine Leute in Deutschland sich so despektierlich über diese Künstlerin äußern konnten, denen es ganz einfach nicht zustand, hat mich immer gereizt. Es ist ein Reflex, den Golo Mann einmal, als wohlmeinende Freunde ihn fragten, warum er Leuten wie Filbinger oder Strauß beisprang, so erklärte: Er sei aus Prinzip für den Underdog. Wer das jeweils sei, spiele keine Rolle, aber er sei solidarisch mit dem, den die Meute hetzt. Und daher begann ich mich, als ich von der geplanten Biografie hörte, wieder mit ihr zu beschäftigen, diesmal weniger mit ihren Büchern als mit ihrem Leben.

Ich hatte 1996 den Fehler begangen, ihr zu ihrem in der Blut- und Bodenpostille „Herdfeuer“ erschienenen Hitler-Gedicht zu schreiben. Es enthielt Zeilen wie „Wir, des großen Führers gezeichnet Verschworene,/ Ungeborgten in scharfen Morgenstürmen,/ Halten auf Türmen und Gipfeln klirrende Wacht ... Wir jungen Deutschen, wir wachen, siegen oder sterben, denn wir sind treu!“

Ich fand nichts Verwerfliches daran, dass eine junge Frau wie so viele in jener Zeit kurz der spukhaften Faszination dieser deutschen Revolutionäre aufgesessen sei. Schließlich, so schrieb ich ihr, beweise doch ihr späterer Widerstand und ihre gesamte Literatur, dass ein solches Gedicht nur eine Jugendtorheit gewesen sei. Sie antwortete erobert, wer ihr zutraue, so etwas jemals geschrieben zu haben, mit dem wolle sie nichts zu tun haben. Das Fasziniertsein von und die Hinwendung zu (geistigen) Führern zieht sich aber als roter Faden durch Rinsers gesamtes Leben. Offenbar hat Luise Rinser jedoch genau darauf geachtet, welche Version ihres Lebens an die Öffentlichkeit kam und welche nicht. Daher war ich nur wenig erstaunt, als ich im Lexikon „Literatur in Nazi-Deutschland“ von Hans Sarkowicz und Alf Mentzer eine Information fand, die allen ihren Selbstzeugnissen diametral widerspricht: Nämlich, dass ihre erste Ehe mit dem Musiker Horst Günther Schnell, als dessen Witwe (er ist 1943 gefallen) sie sich immer bezeichnet hat, bereits

1942 geschieden worden sei, dass anders, als sie stets behauptete, nie ein Publikationsverbot gegen sie verhängt wurde, sondern dass sie die gesamte Kriegszeit über schreiben und veröffentlichen konnte.

Ich begann also anhand dieser Informationen zu recherchieren.

Zunächst wurde ich in Hans Hartogs Biografie über Heinrich Kaminski fündig. Kaminski war ein Komponist und Lehrer von Rinsers Ehemann Schnell. In ihrer Autobiografie „Den Wolf umarmen“ hatte sie selbst Kaminski als Epigonen und Schnorrer abgekanzelt und ihren ersten Ehemann gleichzeitig als Widerständler und politisch Verfolgten beschrieben, der in einer Strafkompagnie an die Front geschickt worden sei, als einen schwachen Menschen, der sich in der Welt nicht behaupten konnte.

Das alles stimmt vorn und hinten nicht. In der Biografie über Kaminski taucht Schnell als höchst begabter Kapellmeister und Komponist auf, er komponierte in seinem kurzen Leben sogar erstaunlich viel. Tatsächlich war Schnell eine angesehene, ehrgeizige und vom Regime geförderte Figur des damaligen Kulturlebens. Seine Einberufung zum Militär wurde lange hinausgeschoben, und er erhielt noch postum 1943 den Rostocker Musikpreis, dessen Preisgeld seiner Witwe zugeschickt wurde.

Die Witwe war aber nicht, wie sie immer behauptet hat, Luise Rinser.

Diese 1939 geschlossene Ehe war bereits Anfang 1941 zerrüttet, noch vor der Geburt des gemeinsamen zweiten Kindes. Horst Günther Schnell hatte über Luise Rinser die Schriftstellerin Hedwig Rohde kennengelernt. Im Sommer 1941, noch vor der Geburt von Rinsers zweitem Sohn, waren die beiden ein Paar. 1942 wurde die Ehe zwischen Schnell und Rinser geschieden, Schnell heiratete Rohde. Am 8. September 1942 verbrachte er den ersten Tag in der Kaserne. Im Februar 1943 fiel Schnell und hinterließ die Witwe Hedwig Rohde und den gemeinsamen Sohn Wolfgang Amadeus.

Dieser Sohn lebt heute als Architekt und Stadtplaner in Berlin. Seinen Vater hat er nie kennengelernt, seine Mutter heiratete nach dem Krieg den Maler Richard Oelze. Nach der Scheidung von Oelze lebte Hedwig Rohde bis zu ihrem Tod als Literaturkritikerin des „Tagesspiegel“ in Berlin. Ihr Sohn erinnert sich noch an gemeinsame Ferien mit seinen beiden Halbbrüdern, den Kindern Luise Rinsers, bei den Großeltern.

Warum, frage ich ihn, hat seine Mutter Hedwig Rohde nie gegen die Vereinnahmung ihres Mannes durch dessen erste Frau protestiert? Schließlich existieren in der durch Rinsers autobiografische Texte geprägten öffentlichen Wahrnehmung weder sie noch ihr Sohn. Offenbar, so erinnert sich Schnell, scheute seine Mutter vor einer Auseinandersetzung mit der von ihr als prozesswütig gefürchteten berühmteren Autorin zurück. Und die Eingeweihten wussten ja ohnehin Bescheid.

Luise Rinser war also zu Beginn des Jahres 1943 eine geschiedene Frau, sie war keine Witwe eines Nazi-Opfers, und sie war auch keineswegs eine verbotene Schriftstellerin, wie sie es später glauben machte. Sie war eine höchst eifrig die eigene junge Karriere vorantreibende Schriftstellerin.

Ihr 1941 publizierter Erstling „Die gläsernen Ringe“ wurde, anders als sie es darstellt, von niemandem als versteckte Kritik des Systems gelesen, ganz einfach deshalb, weil er keine war.

Das Buch gehörte in die von Hans Dieter Schäfer in seinem Werk „Das gespaltene Bewußtsein“ nachgewiesene Strömung eines stilistisch seit dem Ende der zwanziger Jahre in Mode gekommenen Neoklassizismus und zu einer breiten Reihe von Werken, die sich in der Nazizeit, um nicht anstößig zu sein, dem Land, der Kindheit, der regionalen Idylle zuwandten.

Vor dem Erscheinen der Erzählung hatte Luise Rinser 1940 bei der Reichsschrifttumskammer angefragt, ob es „nötig“ sei, dieser „beizutreten“ oder ob sie von der Mitgliedschaft befreit werden könne. In einem Fragebogen hatte sie ihre bisherigen Veröffentlichungen aufgelistet, insgesamt etwa 13, darunter auch „etwa 5“ Beiträge für die Zeitschrift „Herdfeuer“ aus den Jahren „1933/1936“ (in Wahrheit bis 1937), an die sie

später nicht mehr erinnert werden wollte. Sie gab auch Auskunft über ihre Mitgliedschaft in der NS-Frauenschaft, über ihre Tätigkeit als BDM-Führerin und ihre beendete Mitgliedschaft im NS-Lehrerbund.

Die Reichsschrifttumskammer befreite sie vorerst von der Mitgliedschaft wegen Geringfügigkeit der literarischen Beschäftigung, erklärte aber, dass das keinerlei Einschränkung ihrer künstlerischen Arbeit bedeute. In den Jahren danach erhält Luise Rinser regelmäßig Papierzuteilungen für ihre Arbeit. Sie wendet sich auch mit weiteren Anfragen an die Kammer, so 1942 wegen eines Telefonanschlusses für ihr Haus in Kirchanschöring in Bayern, wohin sie nach ihrer Scheidung zurückgekehrt war. Sie bat um Petroleumlieferungen und protestierte sogar im Mai 1944 gegen die Noteinquartierung ihrer Schwiegermutter, die ihr die notwendige Ruhe zur künstlerischen Arbeit raube. Dem wurde allerdings angesichts der Wohnungsnot nicht stattgegeben.

In Klaus-Dieter Oelzes Dissertation „Das Feuilleton der Kölnischen Zeitung im Dritten Reich“ wird die Mitarbeit Luise Rinsers (wie auch die zahlreicher anderer Protagonisten der bundesdeutschen Nachkriegsliteratur) dokumentiert. Die „Kölnische Zeitung“ war kein Blut- und Boden-Blättchen wie „Herdfener“, sondern eine bürgerliche Zeitung, die sich, wie das damals durchaus vorkam, ein Qualitätsfeuilleton leistete, natürlich unter Ausblendung bestimmter Mitarbeiter, Themen, Stilrichtungen und Meinungen, eines der Feigenblätter bürgerlicher Kontinuität, die die Nazis, wie Hans Dieter Schäfer es schildert, sich und der Bevölkerung durchaus gönnten. In diesem Feuilleton veröffentlichte Rinser von 1939 bis 1945 Rezensionen, Erzählungen, Berichte und Romanvorabdrucke, insgesamt 20 Texte. Ihr Roman „Hochebene“ wurde dort 1944 abgedruckt, im Dezember wurde der Abdruck mit dem Kommentar unterbrochen: „Fortsetzung folgt, sobald wir den Schluß des Romanmanuskripts, das durch Feindeinwirkung verlorenging, wieder beschafft haben.“ Anfang 1945 wurde der Abdruck dann fortgesetzt.

1943 arbeitete Luise Rinser als Drehbuchautorin für den Unterhaltungs- und Propagandafilmregisseur Karl Ritter, altes NSDAP-Mitglied, am Skript für den nie realisierten Film „Schule der Mädchen“ über den Reichsarbeitsdienst. Sie erhielt dafür ein Honorar von 6000 RM und bezeichnete sich auch stets stolz als „Autorin der Berlin-Film“. Was ist nun von alledem zu halten?

Ihre frühen Veröffentlichungen lassen wohl keinen anderen Schluss zu, als dass die Anfangszwanzigerin eine begeisterte Jungnationalsozialistin war. Unter dem Einfluss ihres ersten Mannes und des Kreises um Kaminski scheint sie in eine eher ästhetisch begründete Distanz zum System gekommen zu sein. Nach ihrer Scheidung allerdings war ihr natürlicherweise auch als alleinstehender Mutter mit zwei kleinen Kindern die Karriere wichtiger als der Rahmen, in dem sie stattfand. Gleich so vielen ihrer Kollegen war sie eine klassische Mitläuferin.

Da die ganze Mär der Widerständlerin Rinser und ihres ebenso widerständlerischen Mannes keiner Nachprüfung standhält, sah ich zum ersten Mal auch die von ihr immer wieder erzählte Geschichte ihrer Verfolgung, Denunziation, ihrer Haft, wie sie sie im Grundtext ihres Selbstbildes, dem „Gefängnistagebuch“ schilderte, mit fragenden Augen an: War sie wirklich jene aktive Antifaschistin gewesen, die mutig die Folgen ihrer Handlungen in Kauf nahm?

Aufschluss über diese Zeit bietet der Nachlass des Schriftstellers Klaus Herrmann. Er war Luise Rinsers zweiter Ehemann.

Herrmanns Nachlass liegt in der Berliner Staatsbibliothek. In einem Notat berichtet er, zu einer Geburtstagsfeier 1942 „Luise“ mitgebracht zu haben: „An diesem Abend sorgte ich zum erstenmal für Luisens politische Aufklärung. [...] Hatte ich als Luisens Liebhaber nicht die Aufgabe, sie vor Irrtümern zu bewahren? Ich besorgte es, so gründlich ich konnte. Ich zählte die deutschen Großindustriellen auf, die Hitler finanziert hatten, ich nannte die Summen, die er erhalten hatte. Ich erzählte ihr an diesem Abend alles, was sie zwei Jahre

später einer Freundin wiedererzählte, deren Mann sie darauf der Gestapo anzeigte. Aber darüber hat sie in Ihrem Gefängnistagebuch geschrieben.“

In ihrer Autobiografie „Den Wolf umarmen“ erklärt Rinser, ihre Haftzeit, begonnen im Oktober 1944, habe „im April 1945 kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner“ geendet. In einer Einleitung zum „Gefängnistagebuch“ schreibt sie: „Während meiner Haft lief am Volksgerichtshof Berlin unter dem berüchtigten Freisler ein Prozeß gegen mich. Die Anklage lautete auf Hochverrat (Wehrkraftzersetzung und Widerstand gegen das Dritte Reich) ... Man konnte mich aufgrund des vorliegenden Materials ... zum Tode verurteilen.“ Der letzte Eintrag aus dem Gefängnis in dem Tagebuch stammt vom 21. Dezember 1944: „Heute sind plötzlich Gefangene entlassen worden... Jede wartet auf ihre Entlassung. Ich auch. Spät am Abend kam mein Anwalt und ließ mich rufen. Ich stürmte zu ihm. Nichts. Er meinte, das Gesuch sei abgelehnt worden ... Gut – feiern wir Weihnachten im Gefängnis . Viele Kinder müssen ohne Vater und Mutter feiern. Und warum hatte ich Angst vor dem Tod? Ich bin noch nicht verurteilt...“

Tatsächlich aber war sie zu dieser Zeit nicht einmal angeklagt. Schon gar nicht wegen Hochverrats. Und Weihnachten im Gefängnis verbringen musste sie auch nicht. Weder gab es einen Prozess, noch war der Präsident des Volksgerichtshofs, Roland Freisler, irgendwie in ihren Fall involviert.

In ihrem Nachlass in Marbach befindet sich ein offizielles Dokument des Landgerichtsgefängnisses Traunstein, das besagt, „Luise Herrmann geb. Rinser“ sei am 21. Dezember 1944 aus der Haft entlassen worden (also genau an dem Datum, an dem auch ihre Aufzeichnungen aus dem Gefängnis enden), und zwar zunächst bis zum 7. Januar.

Sie bekam also sehr wohl Hafturlaub, und sie musste offenbar auch nicht wieder zurück in die U-Haft. Jedenfalls findet sich kein Dokument, das darauf hindeutet.

Dafür stieß ich im Bundesarchiv in Berlin auf ein anderes. Und zwar auf die Anklageschrift des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof. Aber sie lautet nicht auf Hochverrat, sondern auf Wehrkraftzersetzung. Und sie stammt vom 28. März 1945. Da war Luise Rinser bereits seit drei Monaten wieder auf freiem Fuß und der „berüchtigte Freisler“ seit beinahe zwei Monaten tot.

Diese Anklageschrift bestätigt zum einen, dass Rinser „vom 12. Oktober bis Ende 1944 in Polizeihaft gewesen“ sei, zum zweiten, dass sie nicht vorbestraft und zum dritten, dass sie bisher ohne Verteidiger sei: „Ich beantrage, gegen die Ehefrau Luise Hermann die Hauptverhandlung vor dem Volksgerichtshof anzuordnen und ihr einen Verteidiger zu bestellen.“ Dieses Dokument sollte am 11. und 12. April 1945 an verschiedene andere Stellen weitergeleitet und am 14. April mitsamt dem Haftbefehl nach München geschickt werden. Möglicherweise ist es dort in den Wirren der letzten Kriegstage nicht angekommen. Jedenfalls scheint kein Haftbefehl mehr an Luise Rinser vollstreckt worden zu sein. Ein Prozess gegen sie hat nie stattgefunden.

Merkwürdig bleibt nach Ansicht von Fachleuten, warum Rinser Haftunterbrechung erhielt und auch nicht wieder ins Gefängnis zurück musste. Vielleicht spielt hier der Nazi-Regisseur Karl Ritter eine Rolle, den sie selbst als ihren Helfer erwähnt, vielleicht die Tatsache, dass es zu diesem Zeitpunkt keine Anklage gab, und die Denunziation ihrer Schulfreundin, die sie in Untersuchungshaft gebracht hatte, für eine längere Inhaftierung nicht ausreichte.

Die Anklageschrift selbst erwähnt auch keinerlei vorherige Verfehlungen oder Verdächtigungen, sie beschränkt sich auf die Inhalte der Denunziation, also dass Luise Rinser gegenüber einer Freundin vom baldigen Ende des Kriegs gesprochen, die Russen als nicht so schlimm und ein Sich-Arrangieren mit ihnen als möglich bezeichnet habe, auch wenn das bedeute, seine Kinder aufgeben zu müssen, um die eigene Haut zu retten. Bürokratisch korrekt geht der Ankläger auch auf Rinsers Selbstverteidigung ein, ihre Denunziatin sei nicht bei klarem Verstand, und ordnet deren Untersuchung an.

Rinsers Ehemann Herrmann scheint weiter nicht behelligt worden zu sein. Das ist umso merkwürdiger, als Rinser immer behauptete, diese Ehe sei eine Scheinehe mit einem kommunistischen Homosexuellen gewesen, den sie durch Heirat vor der Verfolgung der Gestapo geschützt habe. Nun ist es nicht wirklich logisch, dass ein verfolgter Nazigegner sich durch die Heirat mit einer ebenso notorischen Nazigegnerin der Aufmerksamkeit des Regimes entziehen will. Logischer wäre die Heirat mit einer gut angesehenen, unverdächtigen Person gewesen. Ebenso unlogisch ist es, dass Rinser mit dem von ihr als unsympathisch und für ihr Leben unwichtig geschilderten Herrmann dann nicht gleich nach Kriegsende brach, sondern bis Anfang 1949 weiter in Kirchanschöring zusammenlebte und auch im selben Verlag publizierte, bis er in die DDR ging und sie nach München.

Jedenfalls wurde dieser angeblich dem Regime so Verdächtige im Anklageschreiben von Ende März 1945 nur am Rande erwähnt. Er wurde auch nicht als Zeuge geladen. Er blieb unbehelligt. Wie gefährlich war die Verhaftung?

In einem Brief von Freunden aus dem Jahr 1955 an Herrmann steht: „Unlängst lasen wir in dem sehr hübschen Literaturkalender des Langewiesche-Verlags Rinsers Autobiografie, wonach sie in der Nazizeit sogar ‚vom Tode bedroht‘ war. Martchen und ich haben uns einigermaßen verdutzt angeschaut.“

Luise Rinser aber hat sich schon im Sommer 1945 beim Landrat ihre Haftzeit und „ein Verfahren gegen Wehrkraftersetzung“ gegen sie schriftlich bestätigen lassen. Jürgen Zarusky vom Münchner Institut für Zeitgeschichte findet es „bemerkenswert“, dass Luise Rinser in der Einleitung zu ihrem Tagebuch schreibt, „sie sei wegen Hochverrats angeklagt“ gewesen. „Dieser Straftatbestand war tatsächlich das justitielle Instrument der Widerstandsbekämpfung in der NS-Zeit.“ Es wurde angewandt auf zahllose Kommunisten, die Mitglieder der Weißen Rose und die Männer des 20. Juli. Allen war gemeinsam, dass sie das NS-Regime stürzen wollten. Wehrkraftersetzung, so Zarusky, sei dagegen ein Allerweltsdelikt gewesen, das keineswegs eine bewusste oppositionelle Haltung voraussetzte, aber nichtsdestoweniger mit Sanktionen bis hin zur Todesstrafe bedroht gewesen sei. Zarusky kommt zu dem Schluss: „Da Frau Rinser sich die Anklage wegen Wehrkraftersetzung amtlich bestätigen lassen, vermute ich, dass es nicht so sehr um eine Verwechslung als vielmehr um eine Vertauschung der Straftatbestände geht.“

Was hat Luise Rinser also mit den Fakten rund um ihre Verfolgung und Verhaftung getan? Das, was ein Schriftsteller gemeinhin mit einem Stoff tut: Sie hat gerafft, zusammengezogen und dramatisiert. Nur dass der Stoff in diesem Fall kein Roman war, sondern ihr Leben, das sie auf gänzlich neue Füße stellte.

So wurde Luise Rinser die amtlich bestätigte Nazigegnerin von Anbeginn, die Witwe des in der Strafkompagnie gefallenen Regimegegners, die Widerständlerin, legitimiert durch den „Prozess“ unter Freisler gegen sie, der nie stattgefunden hat. Nach und nach schuf sie eine Legende, auf der sie ihr gesamtes weiteres Leben und ihre Karriere aufbaute.

In einer Arbeit über die „Erinnerungen an den Nationalsozialismus in den autobiographischen Schriften Luise Rinsers“ zeigt die Germanistin Sandra Schrei auf, wie sich mit jeder veröffentlichten Aufzeichnung über jene Jahre die Dramatik und die Gefahr und ihre aktive Widerstandsleistung vergrößern, nachdem sie 1946 im Vorwort zur Erstausgabe des „Gefängnistagebuchs“ ihre Erfahrungen noch recht bescheiden in die Gefangenengeschichten jener Epoche eingeordnet hatte. Man könnte nach der Lektüre Schreis sagen: Hätte Luise Rinser noch 20 Jahre länger gelebt und publiziert, hätte sie Hitler ganz alleine besiegt.

Die Wahrheit ist: Luise Rinser arbeitete an der Kultur des Dritten Reiches mit wie viele ihrer Generationengenossen. Die Schriftsteller, die, im Lande geblieben, sich tapferer verhielten, waren nicht sehr zahlreich. Einen Geschmack von Bitterkeit hinterlässt die Neuerschaffung ihrer Biografie nach der sogenannten Stunde Null und vor allem die penetrante Weigerung, jemals ein Wort der Wahrheit über die Verführbarkeit junger

Künstler unter dem Nationalsozialismus zu sagen oder wenigstens der Ambivalenz ihrer Position gerecht zu werden.

Hans Dieter Schäfer schreibt zu diesem Phänomen: „Vermutlich kann man bei einem solchen Umgang mit der Vergangenheit nicht von einem bewussten Lügen sprechen, es handelt sich eher um einen psychopathologischen Reflex, mit dem aus Scham die Fakten mit erstaunlicher Leichtigkeit umgewertet wurden.“

Ich glaube, dass Menschen wie Luise Rinser, mögen sie es auch später verdrängt oder vergessen haben, in der Stunde Null recht gut wussten, was sie von sich und voneinander zu halten hatten. Dafür spricht der rasche Zusammenschluss derjenigen Generationsgenossen, die das Nazireich, sei es als junge Künstler, sei es als Soldaten, von innen erlebt hatten und ihre instinktive Abwehr der zurückkehrenden Emigranten, die nicht nur ein Generationenkrieg war.

Ein weiterer Grund für die vielbeklagte Unfähigkeit unserer Intellektuellen, irgendwann ohne den Druck der Öffentlichkeit ein erklärendes Wort über ihre Jugend im Nationalsozialismus zu sagen, ist gewiss auch die mit jedem Jahr und jedem Jahrzehnt nach 1945 zunehmende Schwierigkeit jeder Nuancierung. Im Blick auf jene Jahre sind uns sukzessive Wille und Fähigkeit abhandengekommen, die Graustufen wahrzunehmen, in denen das menschliche Leben sich im allgemeinen abspielt. Zwischen Tätern und Opfern, zwischen Gegnern und Mitläufern ist im Blick zurück kein Platz mehr, und in einer Zeit, in der quasi ein ganzes Volk geschlossen die Nationalsozialisten bekämpft, 65 Jahre nachdem es sie nicht mehr gibt, vielleicht weniger denn je.

Es gibt ein schlagendes Beispiel für diese These, das ist das Schicksal von Carl Zuckmayers „Des Teufels General“. Als das Theaterstück kurz nach Kriegsende auf den deutschsprachigen Bühnen erschien, war die Begeisterung riesig. Das Publikum fand seine eigene Situation während der Kriegsjahre glaubhaft widergespiegelt, und alle Welt war verblüfft, wie seismografisch genau der Emigrant, der doch gar nicht dabei gewesen war, den Umgangston der Epoche getroffen hatte. Einige Jahre später kam der Vorwurf der Apologetik auf, dem Autor wurden politische Naivität und eine unklare Haltung zur Moral seiner Gestalten vorgeworfen. Das Stück verschwand aus den Spielplänen, und tauchte auch später nur noch selten wieder auf. Im Klima des Entweder-Oder, der moralisierenden Schwarz-Weiß-Malerei war kein Platz mehr, kein Verständnis für die saufenden Landsknechte, die es verächtlich stützten oder unter Gewissensqualen verrieten. Schließlich glaubte niemand mehr, dass es tatsächlich so gewesen sein könnte. Auch deshalb wurden so viele deutsche Intellektuelle zu Gefangenen ihrer geschönten Entnazifizierungsdokumente. Irgendwann ab den sechziger Jahren war die Ambivalenz der Wahrheit offenbar nicht mehr zu vermitteln.

Diese ambivalente Wahrheit im Leben Rinsers könnte ein exemplarischer deutscher Roman des 20. Jahrhunderts sein, den die Schriftstellerin allerdings nie geschrieben hat. Aber jede Beschäftigung mit ihrem Leben und Werk, jeder Versuch einer Einordnung Rinsers in die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts und in seine Sozial- und Sittengeschichte, ist nur um den Preis möglich, Luise Rinser zuallererst als die große Mythomanin zu charakterisieren, die sie Zeit ihres Lebens gewesen ist.